

## MÜNCHHAUSEN

Zu dem „post scriptum“-Beitrag „Einer, mit dem die Phantasie durchgeht“ von Dieter Oßwald in Heft 50/1988:

### Gedankenlos

Im Deutschen Ärzteblatt findet sich ein Postscriptum zu dem Film „Die Abenteuer des Münchhausen“. Die harmlose Filmbesprechung erlaubte den Besuch des Filmes ohne Vorbehalte. Nach Kenntnis des Films möchte ich Ihnen mein Erstaunen zum Ausdruck bringen, daß ein Redakteur des Ärzteblattes ein solch gedankenloses und auch zusammenhangloses technisches Spektakel ohne jede Kritik empfiehlt. Der Film ist weit von der eigentlichen Idee des Baron Münchhausen entfernt.

Prof. Dr. Dr. H.-D. Pape, Universitäts-Zahn- und Kieferklinik, Joseph-Stelzmann-Straße 9, 5000 Köln 41

## ARZNEI-REPORT

Mit den beiden Leserbriefen zum Arzneiverordnungs-Report 1988 „Arzneimittelgruppen mit umstrittener Wirksamkeit: Verordnungen und Umsatz 1987“ in Heft 42/1988 schließen wir die Leserdiskussion zu diesem Thema ab:

### Unumstritten

Im Deutschen Ärzteblatt konnte man lesen, daß unter den „Arzneimitteln mit umstrittener Wirkung“ die Verordnungshäufigkeit von Magnesiumpräparaten sich 1987 gegenüber 1986 um 21,4 Prozent auf 5,7 Millionen erhöht hätten. Dies suggeriert, daß Ärzte zunehmend „umstrittene Medikamente“ verordnen. Daß es eine Vielzahl von umstrittenen Indikationen für eine Therapie mit Magnesium gibt, ist bekannt. In der Geburtshilfe gibt es unumstrittene Indikationen für Magnesiumgabe.

1. Seit vielen Jahrzehnten wird Magnesiumsulfat in pharmakologisch hohen Dosen intravenös zur Behandlung der Prä-/Eklampsie mit

Erfolg angewendet (Pritchard und Pritchard, 1975).

2. Wir konnten zeigen, daß durch eine generelle orale Substitution eines unselektierten Kollektivs mit Magnesium-aspartat-hydrochlorid (15 mmol Mg pro Tag) während der gesamten Schwangerschaft eine erhebliche Senkung der Morbidität von Mutter und Kind erreicht wird (Spätling und Spätling, 1988): Die schwangere Frau braucht nur halb so häufig stationär aufgenommen zu werden. Hier sind die häufigsten genannten Indikationen vaginale Blutungen, Zervixverschlusinsuffizienz oder vorzeitige Wehen. Die Rate der Kinder unter 2500 g konnte drastisch gesenkt werden. Die Zahl der Verlegungen auf die neonatale Intensivabteilung wurde fast halbiert. Die Kosten im Gesundheitswesen beschäftigen uns täglich. So veranlassen die eben genannten Daten zu einer vorsichtigen Analyse der Kosten einer generellen Magnesiumsubstitution.

Wenn man die Ergebnisse unserer prospektiven, randomisierten Doppelblindstudie auf unser Land überträgt, so ergeben sich folgende Zahlen:

In der Bundesrepublik Deutschland werden etwa 600 000 Kinder im Jahr geboren. Wenn alle Schwangeren ab der 7. Schwangerschaftswoche zu Tageskosten von 1 DM mit Magnesium substituiert würden, müßte man hierfür jährlich 140 Millionen DM aufwenden. Dem steht gegenüber, daß Frauen mit einer Magnesiumsubstitution während der Schwangerschaft durchschnittlich weniger hospitalisiert werden müssen, was bei einem Pflegesatz von 250 DM pro Tag 170 Millionen DM betragen würde. Neben der Deckung der Kosten für die Substitution würden auf der mütterlichen Seite 30 Millionen DM gespart werden können. Nimmt man weiterhin an, daß Kinder, die postpartal verlegt werden müssen durchschnittlich circa 14 Tage

hospitalisiert werden, so ergäbe sich eine Verminderung von 440 000 Pflegetagen. Somit können bei gleichem Pflegesatz noch einmal 110 Millionen DM gespart werden. Die Gesamtersparnis würde sich auf 140 Millionen DM belaufen. Alle Spätkosten sind hierbei nicht berücksichtigt. Bei einer noch so rationellen Betrachtungsweise darf darüber hinaus auch nicht die Verminderung von Schmerz und Leid der durch eine Frühgeburt behinderten Kinder und ihrer Angehörigen außer acht gelassen werden.

Mit diesem Leserbrief sollte darauf hingewiesen werden,

daß sich 1. die unbestrittene Steigerung der Magnesiumverordnung nicht unbedingt auf umstrittene Indikationen zurückführen läßt,

daß 2. unseren Ergebnissen nach jede Schwangere mit Magnesium substituiert werden sollte und

daß 3. eine generelle Magnesiumsubstitution in der Schwangerschaft beträchtlich zur Kostendämpfung im Gesundheitswesen beitragen würde.

Literatur beim Verfasser

Priv.-Doz. Dr. Ludwig Spätling, F.A.C.N., Universitäts-Frauenklinik Bochum, Marienhospital, Hölkeskamp- ring 40, 4690 Herne 1

## DR. BLÜM

Zum Titel von Heft 49/1988 „Für Blüm ein Sieg – Für die Betroffenen ein Desaster?“:

### Zum Lachen

Zum Titelblatt fällt einem nur ein, Herr Blüm gehört offenbar zu den Leuten, die dann zu lachen beginnen, wenn die anderen längst damit aufgehört haben.

Ich glaube, ich gehe nicht fehl in der Annahme, daß ihm das Lachen 1990 vergehen wird.

Dr. med. U. Steenblock, Kreiskrankenhaus, 7880 Bad Säckingen

## NS-ZEIT

Zu dem Leserbrief von Dr. med. R. Hennig „Zeitgemäß“ in Heft 40/1988 haben wir eine Vielzahl von Zuschriften bekommen. Einige davon haben wir bereits veröffentlicht (Heft 49/1988). Mehrfach sind wir aufgefordert worden, Zuschriften, die nicht ganz „in die Zeit passen“, nicht zu veröffentlichen oder zumindest um „schlimme Passagen“ zu kürzen oder solche Briefe zu kommentieren und somit zurechtzurücken. Wir haben uns zu keinerlei Art von Zensur entschließen können, sondern verfahren auch bei diesen Briefen, wie überhaupt bei den Briefen zur Serie „Medizin in der NS-Zeit“, nach den üblichen Kriterien für Leserbriefe. Sprich, im Leserbriefteil soll ein breites Meinungsspektrum zum Ausdruck kommen. In diesem Sinne bringen wir eine Zusammenstellung von charakteristischen Leserbriefen, die sich um den Leserbrief von Dr. Hennig ranken. Diese geben die Lesermeinungen, nicht die Meinung der Redaktion wieder. Der so vielfach angegriffene Dr. Hennig hat selbstverständlich das Recht, zu den Vorwürfen Stellung zu nehmen. Aus zwei umfangreichen Briefen von ihm haben wir eine Art Schlußwort zusammengestellt, mit dem wir diese Aussprache zu Hennig beenden: DAN/J

## Zahlenmaterial

Gern bin ich bereit, zu den aufgeworfenen Fragen Stellung zu nehmen und auch entsprechendes Zahlenmaterial nachzuliefern. Die deutsche Hochschulstatistik weist für das Wintersemester 1928/29 in der Universität Halle insgesamt 223 Medizinstudenten aus, davon waren fünf jüdischer Religionszugehörigkeit, unter diesen wiederum befand sich ein Ausländer. Im folgenden Sommersemester 1929 studierten 260 Medizinstudenten in Halle, darunter fünf jüdische Studenten und unter diesen wiederum zwei Ausländer. Im Wintersemester 1929/30 waren es schließlich insgesamt 294 Medizinstudenten, darunter sieben jüdische Studenten, kein Ausländer. Insgesamt studierten im Wintersemester 1929/30 an der Universität Halle 16 Angehörige des jüdischen Glaubens. Der Gesamtanteil ausländischer

Studenten an der Universität Halle fiel im Reichsvergleich vom Sommersemester 1928 zum Sommersemester 1930 von einem Prozent auf 0,7 Prozent. Eine differenzierte Darstellung des Ausländeranteils an der Universität Halle liegt für das Wintersemester 1928 vor. Von insgesamt 71 Ausländern in allen Fakultäten kamen (in der Spitzengruppe) vierzehn Studenten aus China, elf aus Polen, neun aus der Tschechoslowakei, sieben aus Rumänien und sechs aus Danzig. Diese wenigen Zahlenangaben mögen ausreichen, um den Leserbriefbeitrag des Kollegen Hennig zu charakterisieren.

Darüber hinaus darf ich bitten, meinen Leserbrief nochmals sorgfältig zu studieren. Ich habe nicht die Äußerungen des Kollegen Hennig als „Hetzpropaganda der Nationalsozialisten“ dargestellt, sondern dem Autor lediglich unreflektiertes Referieren solcher Propaganda vorgeworfen. Im übrigen wurde auch der Begriff „Versailler Friedensdiktat“ nicht als „nationalsozialistischer Revisionismus“ bezeichnet, sondern es lautete im Text: „So stammt der Begriff 'Versailler Friedensdiktat' deutlich aus dem Umfeld des Weimarer und nationalsozialistischen Revisionismus.“ Der Begriff ist Teil eines komplexen, durch nahezu alle politischen Lager sich erstreckenden Weimarer Revisionssyndroms, das die Ergebnisse des Versailler Friedensschlusses aufzuheben oder abzumildern, also zu revidieren, trachtete.

Prof. Dr. med. W. U. Eckart, Abt. Geschichte der Medizin der MHH, 3000 Hannover 61

## Zahlen vorlegen

Uns Nachgeborene interessiert sehr wohl, wie und warum es zu den NS-Scheußlichkeiten kommen konnte. Darüber gibt die von Prof. Eckart empfohlene Weizsäk-

kerrede keine Auskunft. Wie war das nun mit dem Anteil jüdischer Studenten in Halle und anderswo? Können Sie Zahlen vorlegen? Dr. Hennigs Äußerungen als Hetzpropaganda der Nationalsozialisten darzustellen, ohne Fakten vorzulegen, ist mir für einen historisch tätigen Professor zu wenig.

Die Verunglimpfung des Begriffes „Versailler Friedensdiktat“ als „nationalsozialistischer Revisionismus“ ist schlicht falsch. Quer durch alle politischen Lager – von Friedrich Ebert (SPD) dem Reichspräsidenten bis zu bürgerlichen und nationalen Politikern war man sich über den oben genannten Begriff einig . . .

Dr. med. Wulf Rothenbacher, Rosenstraße 7, 6252 Diez

## Eingefärbt

Ich studierte Medizin von 1928 bis 1934 in Berlin, mit einer kurzen Unterbrechung während des Sommersemesters 1929 in Greifswald. Professor Rudolf Fick war von 1928 bis 1932 auch mein Lehrer in der Anatomie. Ich nahm an seinen Präparierübungen teil, die er unter Assistenz seines damaligen „Winterassistenten“ Werner Forßmann hielt, der durch seinen Selbstversuch Berühmtheit erlangte und, wesentlich später, mit der Verleihung des Nobelpreises für Medizin geehrt wurde.

Es gab in meinen Studientagen zahlreiche jüdische Studenten der Medizin, inländische und ausländische, die inländischen jüdischen sicher stärker vertreten als ihrem Bevölkerungsanteil entsprach. Man hatte im Hörsaal, in dem es, auch bei Professor Fick, keine geregelte Platzordnung gab, seinen bevorzugten Platz, auf den man keinen Anspruch hatte, der aber, nach einer gewissen Anlaufzeit, stillschweigend respektiert wurde. Ich bewegte mich in einem „gemischten“ Kreise, unter In-

ländern und Ausländern, Juden und Nichtjuden, Unterscheidungen, die in den Hintergrund traten, denen man keine Bedeutung beimaß. Ich habe in diesen Jahren, ich hatte ein Gehör dafür, hatte in Berlin eine Schule mit hohem Anteil jüdischer Mitschüler und Lehrer besucht, nur gelegentlich einzelne eingestreute jüdische Worte vernommen, die, jedenfalls im Berliner Raum, längst in die allgemeine Umgangssprache eingeflossen waren und dann von Juden und Nichtjuden benutzt wurden. Im Nachhinein habe ich den Eindruck, daß sich die jüdischen Kommilitonen des Jiddischen, dessen sie, in vielen Fällen jedenfalls, sicher mächtig waren, geflissentlich nicht bedienten.

Ein „rowdyhaftes“ Benehmen habe auch ich niemals bemerkt. Man versuchte auch in der Fick'schen Vorlesung einen Platz für Kommilitonen, weibliche oder männliche, zu reservieren, was immer wieder ohne irgendwelche Schwierigkeiten möglich war. „Sitzeroberungen“ gab es nicht, weder von Juden, noch von Nichtjuden, darin muß ich dem Kollegen Hachenburg zustimmen. „Ganze Sitzreihen“ mögen gelegentlich von befreundeten Kollegen belegt, „in fester Hand“ gewesen sein, vielleicht auch einmal als „Rassengruppe“, ich erlebte das nicht. Ich erlebte allerdings im Hörsaal bei der Vorlesung von Professor Fick eine Rassengruppierung anderer Art, die aber stillschweigend geduldet wurde und auf keinen Widerstand stieß, eine Gruppe Adliger, offenbar ohne ausgeprägtes Standesbewußtsein, jedenfalls mit gewöhnlichen Sterblichen durchsetzt, die aber ihre Stammplätze fest in der Hand hatten.

Man sieht, die „studentischen Sitten“ haben sich in den drei Jahren zwischen den Erlebnissen des Kollegen Hachenburg bis zum Jahre 1927 und des Kollegen Voigt ab 1930 gar nicht so entschei-

dend geändert. Es bleiben immer nur wenige, recht unterschiedliche, mehr oder weniger bedeutungslose oder bedeutungsvolle Situationen im Gedächtnis haften, eine Überlegung, der man Rechnung zu tragen hat. Der „Umbruch“ an unseren Hochschulen, ich erlebte ihn in den Jahren 1933/34 noch mit (als Beispiel: Professor Zeiß, Nachfolger des jüdischen Hygienikers Hahn: „Wer den Völkischen Beobachter“, das Organ der NSDAP war gemeint, „täglich liest, hat das Staatsexamen bei mir schon bestanden.“) wird an niemand spurlos vorübergegangen sein und dürfte die Erinnerungsbilder eingefärbt haben.

Dr. med. Heinz Grätz, von-Humboldt-Straße 19, 8730 Bad Kissingen

## Erklären

Die NS-Serie möchte ich mit persönlichen Erfahrungen aus meinem langen Leben ergänzen. Ich bin 1897 in Alexandria als Sohn des Leiters der dortigen deutschen Schule, der auch protestantischer Pfarrer war, geboren. Die deutsche Schule in Alexandria wurde von zahlreichen jüdischen Kindern besucht und von deren Eltern mitfinanziert. Nach dem frühen Tod meiner Mutter kam ich für sieben Jahre, bis zum Notabitur bei Beginn des ersten Weltkrieges, ins billige preußische Kadettenkorps, wo es keine Juden gab. Denn diese konnten weder Beamte noch Offiziere werden. Daraus resultierte ihr starker Zulauf zum Bank-, Anwalt- und Ärzteberuf. Als Leutnant befehligte ich auch manche jüdische Freiwilligen, von denen etliche mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden.

Nach dem Krieg begann ich in Heidelberg das Medizinstudium. Von den fünf Studenten der Physikumsprüfungsgruppe waren vier Juden aus dem Mannheimer Umkreis. Zwischen uns gab es keine Differenzen, es